

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 267.

Sonntag, 14. November.

1915.

(15. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edela Müß.

Acht Tage vor Weihnachten kehrte also Otto Lauter bei Schrens ein. Sein erster Gang, nachdem er mit überstunden ausgeschlafen hatte, war zum Kommerzienrat.

„Tag, Papa.“

„Tag, Otto!“ sagte der Vater, der in seinem Privatkontor saß und rauchte und rechnete. Er hielt einen Augenblick inne und reichte seinem Sohn die Hand, ihn nur eben mit einem kurzen Blick von oben bis unten messend, als wolle er sich schließlich doch überzeugen, daß es wirklich sein Fleisch und Blut sei, das vor ihm stand. Dann rechnete er weiter.

„Es ist dir doch recht, daß ich bei Dina bin, Papa?“

„Wenn du dich da wohler fühlst — warum solltest du nicht bei Dina sein?“

„Es macht ja doch Dina so viel Spaß, mir ihre junge Sauschickheit . . .“

„Lieber Junge — ich sitze mitten in der Arbeit — mach's kurz — du bist natürlich blank abgebrannt, wieviel soll's also sein — um Weihnachten herum will ich schon nicht knausern.“

„Sehr liebendwürdig, Papa, aber deshalb bin ich . . .“

„Hier ist ein Blauer, laufe nicht zu großartige Präsente, dann langt's vielleicht bis Neujahr! Und nun gehst du wohl meiner Frau und meinem kleinen Bruder guten Tag sagen — auf Wiedersehen!“

Das war so die Art, wie der Kommerzienrat mit seiner Familie verkehrte, wenn er Kaufmann war. Nach den Geschäftsstunden, in der Villa, als Familienvater, war er ausnehmend freundlich und gemütlich, und besonders Dina durfte ihm ruhig mit allem kommen. Mit seinem Sohn Otto, der ihm ja bisher auch nicht gerade Nummer verurteilt hatte, verkehrte er mit gewisser lächelnder Kameradschaft, weil er ganz genau wußte, daß er so noch am ehesten ein wenig Macht behielt. Im übrigen hatten Vater und Sohn nicht viel Anknüpfungspunkte und nicht viel gemein miteinander, trotzdem Otto äußerlich das getreue Abbild seines Vaters war.

Die gnädige Frau war noch bei der Toilette. Dafür wurde der kleine Bruder in den Salon gefahren, um sich seinem großen Bruder vorzustellen.

Otto stand eine Weile allein von dem hübschen, blauen Kinderwagen mit den leinenen Vorhängen — die Wärterin holte dem Kleinen, der eben von seiner Morgenausfahrt heimgekehrt war, die Flasche.

„Na, du Deibelsbraten? Was hast du hier verloren gehabt?“ Das war die erste Begrüßung seitens des großen Bruders, der weiter gar nicht neugierig war, die Gardinen zu heben.

Als die Wärterin aber zurückkam und den Kleinen unter den zärtlichsten Namen in seinen Spitzentassen ein wenig aufsetzte, weil er liegend nicht zu trinken liebte, konnte Otto doch anstandslos nicht anders, als einen Ton der verwandtschaftlichen Bewunderung von sich zu geben.

„Strammer Kerl!“ sagte er väterlich.

„Na und ob! Und die Augen, wo er hat!“ sagte das Mädchen voll Stolz. „Audi — sieh doch mal den Herrn Bruder an — mach große Augen, Schatz!“

Und Audi, den bisher nur seine Milchflasche interessiert hatte, sah wirklich geradeaus auf Otto und machte so große Augen, daß sein Herr Bruder lachen mußte und näher trat, um ihm mit der Hand sanft über die kurzen braunen Locken zu fahren, die ihm, von Wind und Schlaf noch in reizender Unordnung, über Stirn und Ohren hingen.

„Ein hübscher Kerl, ja wohl!“ sagte Otto schon wärmer, und im Grunde seines Herzens dachte er kaum noch daran, daß dieser kleine Purtsche ihn um ein Drittel seines Vermögens beraubte — wie in Otto Lauter überhaupt Gaf- und Liebesgefühle schnell wechselnd auf- und niederwallten. Die Kommerzienrätin ließ nicht zu lange auf sich warten, sie trug ein dunkelblaues Tuchkleid, und schien schlanker geworden und um einen Zoll gewachsen. Man sah es ihr an, daß Körperpflege und Toiletten ihr Leben ausmachten, und auch mit unterschiedenem Erfolg.

Sie bedeutete der Wärterin, sich zurückzuziehen und ging mit ausgebreiteten Armen auf ihren Stiefsohn zu und sagte lachend: „Umarne deine Frau Mama, mein Sohn!“

Und sehr benommen von ihrer anziehenden eleganten Erscheinung stürzte Otto ihr ohne Besinnen an den Hals und ließ sich von ihr auf den Mund küssen. Er vergaß vollständig, sie „gnädige Frau“ zu nennen, wie er sie in nicht zu umgehenden Briefen zu hohen Festtagen bisher angeredet hatte, und Frau Luch hatte auch den dringenden Wunsch, ihn diese Anrede für immer vergessen zu machen.

„So ist's recht, mein lieber Junge — wir wollen uns jetzt vom ersten Augenblick an auf den richtigen Fuß stellen. Daß du mich Mama nennst, verlange ich nicht nur nicht von dir, sondern verbitte ich mir gründlich. Ich will für dich, wie für Dina fortan „Luch“ sein — das wird unser Verhältnis zueinander sofort regeln. Willst du?“

„Aber ja!“ beeilte sich Otto zu bestätigen, und küßte zum Zeichen seiner anstandslosen Verehrung Luchs beide Hände und dann noch einmal den Mund.

„Wie wird Papa sich freuen, Otto! Ein schöneres Weihnachtsgeschenk hast du ihm nicht machen können, als daß du mit mir Frieden schließt! Und mit dem da bist du auch ausgeföhnt?“

Frau Luch zeigte nach Audi hin.

„Ja natürlich, ein so lieber Kerl, wie er ist!“

„Nicht wahr? Wer dem böse sein kann, hat wirklich kein Herz. Freilich, dein Schwager wird ihn zeitweilig in Gedanken vergiften! Der hat aber auch sicher kein Herz!“

„Das sage nicht, Luch, Herbert ist im Grunde ein guter Mensch, nur . . .“

„Nur . . .! Darin liegt es — in diesem notwendigen „Nur“ liegt eine Welt!“

„Ihr werdet auch schon noch Freunde werden!“
„Niel! In seinen Augen werde ich ewig der böse, lästige Eindringling bleiben, der ihn, seine Kinder und Kindeskinde beraubt!“

Er weiß ja doch aber auch, daß es nicht zum wenigsten sein Einfluß auf Papa war, daß er Dina überhaupt zur Frau bekam — es hing sehr am seidnen Faden, ehe du Papa bestimmt hattest.“

„Ja, das weiß ich wohl! Aber hätte er auch vorher gewußt, daß das Rechenexempel nachher nicht ganz stimmen würde, so — hätte der Herr Rechtsanwalt Herbert Sehren vielleicht doch in letzter Stunde noch anders gewählt.“

„Was, du meinst, daß Herbert des Geldes wegen Dina geheiratet? Ach nein, Luch! Herbert ist viel zu ehr- und ruhmüchtig, um jemals . . .“

„Eben, eben, das ist er! Aber zur Befriedigung dieser Gierde gehört Geld, viel Geld! Es ist ja unflug von ihm — er sollte mich lieber zu seiner Freundin zu machen suchen, denn, wer weiß, eines Tages könnte ich ihn vielleicht sehr schädigen oder ihm viel nützen! Ich würde ja um Dina's willen immer tun, was in meinen Kräften steht, Papa gut für ihn zu beeinflussen, aber wenn er wirklich so flug wäre, wie er sich dünkt . . .“

Otto war überrascht über Luchs Auslassungen, er konnte nicht unterlassen zu fragen: „Denkst du, daß es schlecht steht mit Sehren?“

„Jetzt schon? Nein, dazu war der Anfang immerhin noch zu gut. Nur, man kann doch nie wissen, was kommen kann — bei seiner Großpuriakeit und all seinen Talenten — lieber Gott! Aber nun wollen wir von etwas Amüsanterem reden! Gehst du mal mit mir um den Wall — ich mache mir gern vor Tisch etwas Bewegung . . .“

„Gern!“
Und eine Viertelstunde später konnten die Fünftügler das unerwartete Schauspiel sehen, daß Otto Lauter, stud. jur., mit seiner schönen Stiefmutter Arm in Arm über die fünf Hügel spazierte, mit dieser Stiefmutter, der er — er hatte gewaltsam an sich halten müssen — an ihrem Hochzeitstage am liebsten mit zwingenden Händen an den Hals gesprungen wäre.

Otto Lauter war eben kein rechter „Charakter“. Ihm war schon auf der Schule so mehr alles „ziemlich egal“ gewesen, so ein wacklappiger Junge, der sich auch gelegentlich verprügeln ließ, ohne viel Gegenwehr — weil es ihm eigentlich nicht lohnte. Dafür hatte er zu allen Festakten die Prologe sprechen müssen — das enttäuschte ihn. Er hatte die Prologe und Galagedichte immer zum Staunen schön gesprochen, und in seiner Zungen-Bibliothek standen noch einige dafür stolz erlungene Preise.

Es tat ihm nun schon fast leid, nicht bei der reizenden Frau Mama abgestiegen zu sein. Wovor hatte er sich doch eigentlich gesperret und gefürchtet? Ihm war es doch, ehrlich gesagt, von Anfang an so egal gewesen, ob sein Vater noch mal heiratete oder nicht! Und warum hatte es nun nicht Luch so gut wie jede andere sein sollen! Lächerlich im Grunde! In der ganzen Gasse war nur allein sein Schwager Herbert schuld — der hatte gleich die Zukunft berechnet!

Jedenfalls er, Otto Lauter, hatte jetzt einen Strich unter die Vergangenheit gemacht! Er war gesonnen, sich gut, außerordentlich gut mit ihr zu stellen; man konnte nicht wissen, ihr Einfluß mochte eines Tages schwer für ihn in die Waagschale fallen. Wenn er auch kein Rechner war wie Herbert, so wollte er sich doch in dieser Angelegenheit als der Klügere erweisen. — Luch hatte ihn ja geradezu mit der Nase daraufgestoßen — er wollte ihr folgen, der reizenden, jungen Frau Mama.

Bei Tisch kramte er sein jüngstes Erlebnis aus.
„Alter Wacklappen wie du bist und immer warst!“ sagte Herbert gütig.

Aber Dina legte sich gleich ins Mittel: „Es ist sehr richtig von Otto! Damit hat er nicht nur Luch, sondern auch Papa für sich. Was hat es für einen Sinn, die

beiden unausgesetzt zu reizen — die nächsten Verwandten, von denen wir doch schließlich abhängen.“

„Das lieb' ich: Abhängen! Das lieb' ich wirklich! Na, ich will euch in aller Gemütsruhe erklären, daß ich weder vom Herrn noch von der Frau Kommerzienrat abhängen. In unserem Verhältnis kann ich höchstens von Forderungen sprechen — ja, von Forderungen! Recht die Hälfte, so lang ihr wollt: Forderungen!“

Dina wurde etwas erregt, aber sie zwang sich zu ruhigem Ton. „Ich denke, Papa gibt genug — du kannst dich nicht beklagen!“

„Genug! Hast du zu viel? Kommst du aus? Stöhnst du nicht alle Monat, daß es wieder nicht gelangt hat?“

„Aber doch nicht, weil Papa nicht genug gibt! Wir verbrauchen eben zu viel — der Haushalt verschlingt zu viel — wir können natürlich nicht die ganzen fünf Tausend, die Papa gibt . . .“

„Ich weiß nur von zwei Tausend, die „Papa gibt“! Rechnest du vielleicht die Zinsen, die er dir für dein Mutterteil gibt, als ein Gnadengeschenk von ihm? Dieses Mutterteil, das jeder andere Schwiegersohn sich am Hochzeitstage hätte auszahlen lassen! Ich war zu anständig, um darauf zu dringen — ich habe mich mit der Verzinsung zufrieden gegeben, trotzdem ich nicht recht einsehen konnte, warum ihm die hunderttausend Mark im Geschäft den doppelten Gewinn bringen müssen, die ich in meinem eigenen Geschäft sicher nötiger brauchte, und die uns dann den doppelten Zins eintrugen! Die ganzen fünf Tausend, die er uns so großzügig hinwegwirft, kosten ihn nicht einen Heller — die verdient er mit unserem Kapital, und noch ein gut Stück darüber!“
(Fortsetzung folgt.)



Als die junge Henne den Strauß sah, rief sie: Wie groß ist doch meine Mutter!
Arabischer Spruch.

Was eine amerikanische Ärztin in Serbien sah.

„Die große Typhusepidemie ist vorüber, in ganz Serbien gibt es nur viertausend Krankheitsfälle!“ Mit dieser Ankündigung wurde die Ärztin Eleanor Franklin Egan, die als Mitglied der vom Rockefeller-Institut ausgesandten Rotekreuz-Expedition nach Serbien ausgezogen war, bei ihrem Eintreffen auf serbischem Boden von ihren dort schon tätigen Landsleuten und Kollegen begrüßt. Nur noch viertausend Kranke! Die Amerikanerin berichtet in der „Saturday Evening-Post“ über die Tätigkeit der amerikanischen Mission und schiebt in ihre sehr ausführliche Schilderung Augenblicksbilder und Beobachtungen, die bemerkenswerte Einblicke in die serbischen Verhältnisse geben. Da nur noch viertausend Krankheitsfälle gezählt wurden, so hielt sich Serbien zu der Erklärung berechtigt, daß wieder normale Zustände im Lande herrschen. Wenn man freilich daran denkt, daß in den Monaten April und Mai, als die Epidemie ihren schlimmsten Grad erreicht hatte, täglich mehr als achttausend neue Erkrankungen gezählt wurden, versteht man diese Auffassung. Damals war es nur die Sommerhitze, die das Volk aus seinen hermetisch verschlossenen Häusern heraustrieb und die Menschen veranlaßte, von ihren noch nie gewaschenen Leibern ihre verfilzten und ihre von Lebewesen wimmelnden wollenen Kleider abzustreifen, und nur die Sonne rettete das Land von gänzlicher Entvölkerung. Die ersten größeren Arbeiten der amerikanischen Kommission sah die Ärztin in Belas in dem unglücklichen altmazedonischen Lande, in dem Serbien eine große Wehrmacht unterhielt, um sich gegen bulgarische Einfälle in das Wardatal und gegen die Bedrohung seiner Eisenbahnverbindung mit Salomski zu schützen. Dort sah sie das Rote Kreuz bei der Arbeit, das serbische Heer zu desinfizieren. Das war eine sehr notwendige Arbeit. Das Heer, das sich über das ganze Land zerstreut, hätte den Typhus nach jeder Stadt und nach jeder Hütte verschleppt, und die Truppen selbst haben nur durch diese Krankheit nahe-

zu 100 000 Mann verloren. Wenn man irgendwo in Serbien ein großes Gebäude sieht, so kann man ziemlich sicher sein, daß es entweder eine Kaserne oder ein Krankenhaus ist. In andern Ländern möchte man solche Gebäude vielleicht für Schulen oder staatliche Institute halten; nicht so in Serbien. Hier gibt es keine öffentlichen Institute, und das einzige Schulhaus, auf das das Volk mit Stolz zeigen könnte, ja das einzige, das man als ein Unterrichtsgebäude erkennen konnte, waren die Universität in Belgrad und eine Militärschule in Neskub. Es gibt eine Unmasse von Spitälern in Serbien; aber was sind das für Institute! In baulicher Beziehung sind manche von ihnen vorzüglich, und die meisten sind sehr geräumig, aber die Art, wie sie verwaltet und in Ordnung gehalten werden, spottet jeder Beschreibung.

Als die amerikanische Ärztin in Beles eintraf, wollten ihr die amerikanischen Ärzte nicht erlauben, das Spital zu betreten, da sie noch nicht in genügendem Maße mit Schuttmitteln gegen die Lebewesen ausgerüstet war, die es bevölkern. Man sah sie häufig in so dichten Scharen auf dem Boden rund um einen Pfeiler angehäuft, an dem abgelegte Kleidungsstücke hingen, wie Ameisen auf einem ausgewählten Ameisenhaufen. In der Nähe des Spitals war ein großes Barackenlager, in dem infolge des Fehlens jeglicher Kanalisation natürlich die unglücklichsten Zustände herrschten, die freilich in Serbien die alltäglichsten Erscheinungen sind. Die Desinfektionsabteilung der amerikanischen Kommission bestand aus zwei Eisenbahnwagen, die auf ein Nebengeleise bei dem Bahnhof geschoben waren; der eine enthielt 16 Badewannen, der andere große Ausrüstung für Sterilisation. Die Soldaten rückten von dem Lager abteilungsweise heran, sie trugen alle ihre Habe samt dem Bettzeug in großen Bündeln bei sich und ließen sich auf dem Felde neben den Gleisen nieder, um auf die Dinge zu warten, die da kommen sollten und die den meisten von ihnen wohl als eine sehr fürchterliche Prozedur erscheinen mußten. Da immer nur 16 auf einmal behandelt werden konnten, mußten viele den ganzen Tag warten, aber einem Serben scheint das nichts auszumachen. Er kann sich zu jeder Zeit und an jedem beliebigen Ort niederlassen und schlafen. Das sicherste Mittel, den Serben seiner Schläfrigkeit zu entreißen und ihn wieder auf die Beine zu bringen ist — ein photographischer Apparat. In dem Augenblick, in dem die Serben im Halbschlaf einen photographischen Apparat erblicken, springen sie alle auf, Männer und Frauen, zupfen an ihrer Kleidung und starren auf das Objekt. Nachdem die amerikanische Abteilung ihre Arbeit in Beles beendet hatte, mußte sie all ihr Gerät auf Wagen quer durch das Land nach Jistip schaffen und dort eine neue Badegelassenheit und eine neue Sterilisierungsanlage herrichten. Jistip hat wie die meisten serbischen Städte keine Eisenbahnverbindung, und Serbien hat im allgemeinen keine Landstraßen, abgesehen von den nördlichen Grenzdistrikten, wo es einige ziemlich gut instandgehaltene Militärstraßen gibt. Im Süden und im Westen sind die Straßen kaum besser als zerrissene felsige Wasserläufe, und oft genug waren die amerikanischen Ärzte gezwungen, einfach querfeldein zu fahren. Brücken gibt es eigentlich überhaupt nicht, und mehr als zwölfmal kam man an Furten, die unpassierbar erschienen. Wenn der Grund des Flusses nicht zu sehen war, mußte eines von den Mitgliedern der Expedition ins Wasser gehen und die Tiefe messen, um nach einer Stelle zu suchen, an der der Wagen hinübergebracht werden konnte. Man mußte ja unter allen Umständen und in jedem Falle durch. Wenn also das Wasser zu tief und allzu unsicher erschien, dann raste der wilde serbische Wagenlenker mit der höchsten Geschwindigkeit, die die Maschine hergab, hinein, während die übrigen die Augen schlossen und ein stilles Gebet sprachen... Das Hauptquartier der amerikanischen Kommission befand sich in Nisch. Dort liefen die Nachrichten über Krankheitsfälle zusammen. Diese waren so beunruhigend und von so dringenden Ersuchen um derartige Mengen von Hilfsmitteln begleitet, daß man schleunige und durchgreifende Unterstützung für notwendig hielt. Die Gesuche kamen hauptsächlich aus dem Westen und Nordwesten, besonders aus dem montenegrinischen Grenzgebiet, und sie schilderten die Lage geradezu verzweifelt. So sollten z. B. in und um Sienitza zahllose Fälle von typhösem Fieber vorkommen, die Bevölkerung sei hilflos ohne Ärzte und ohne irgend welche Mittel. Die Amerikaner möchten doch ja alles dorthin schicken, was sie nur befähigen, ausgenommen vielleicht die Freiheitsstatue und das Woolworth-Gebäude in New York.

Merkwürdigerweise aber waren die Rundfahrten, die die Kommission dorthin in dieser Gegend unternahm, völlig ergebnislos, denn überall wurde erklärt, daß es gar keine schweren Krankheitsfälle gäbe. Das englische Rote Kreuz hatte augenscheinlich die Typhusfälle bereits erfolgreich bekämpft, während die Kommission freilich feststellen konnte, daß Schmutz und Ungeziefer in dieser Gegend nicht zu überwinden sind. (2.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Soldatenlieder. Aus dem 1. Novemberheft des „Deutschen Willens“ (Kunstwart): Aus dem Felde: Seitdem die Spinnstuben dem Rädergerassel der Eisenbahnen und dem Kreischen der Dampfmaschinen gewichen sind, hat das deutsche Lied seinen fruchtbarsten Boden wohl in den Kasernen gefunden. Und wie es hier noch häufig in seiner alten Ursprünglichkeit geblieben ist, aller festen Form und Druckschwärze feind, so ist es auch gerade hier immer wieder ein Jungbrunnen für die Stimmung gewesen. Die Kriegszeit ist der Belebung und Verbreitung des Singens schöner Lieder durch die Kasernen natürlich noch ungünstiger. Ganz andere Massen als in Friedenszeiten werden zum Heeresdienst herangezogen, und bei den Eingezogenen ist das Gefühlsteilen oft stärker erregt und daher die Aufnahmefähigkeit mehr gesteigert als im Frieden. Man muß es deshalb begrüßen, wenn die Pflege des Gesanges in den Kasernen auch in dieser Zeit besondere Aufmerksamkeit findet. Doch nun kommt aus der Praxis das dicke Aber. Ich erlebte beispielsweise, daß ein Kompagnieführer Einspruch erhob, als die Soldaten auf dem Marsche das alte, schöne Volkslied anstimmten: „Es spielt ein Rittersmann mit einer Maad bis an den hellen Morgen.“ Das Empfinden dieses Offiziers war empfindlicher als das der Anim und Brentano, die jenes Lied unbedenklich ihrem „Wunderhorn“ einverleibten. Aber auch, wenn es nicht zu solchen Verböten kommt, muß man oft genug bemerken, daß gerade die alten, echten Volkslieder bei manchen hohen Vorgesetzten nicht verstanden und gewürdigt werden. Man zieht gewöhnlich neuere Lieder vor. Gerade der Krieg, oder vielmehr: der Nichtkrieg während der Kriegszeit, das Reimen der Daseinmitlebenden, die Lieder in die Kasernen getragen, die nichts als phrasenhafte, patriotisch tuende Nachereien sind. Den Soldaten, die einiges ästhetisches Gefühl haben — und ihrer gibt es heute im feldgrauen Rock nicht wenige — werden manche auf Anordnung gesungene Lieder dann zu nichts weniger als einer Erbauung. Man stelle sich vor, daß auf einem Marsch vier- und fünfmal ein Kantus angestimmt wird, dessen erste Strophe vielversprechend beginnt:

Feinde ringsum,
Man will uns gänzlich zerschmettern;
Hört ihr sie neiderfüllt wettern?
Feinde ringsum!

Die Schönheit steigert sich bis zu der Strophe:

Fürs Vaterland!
Einig sind alle Partei-en,
Ihre Kräfte zu lei-hen
Dem Vaterland.

Dazu wurde und wird, beispielsweise, in unserer Garnison eingedrillt ein Lied, das von einem Angehörigen des Regiments zu seinen Ehren draußen im Feld gedichtet wurde:

Graf von Mvnsleben
Heißt das Regiment.
Alle Herzen beben,
Heißer Mut entbrennt,
Siegen oder Tod
Ist bei uns Gebot.

Mit dem Einführen solcher Lieder dient man weder der vaterländischen Begeisterung noch der Freude am Gesange. Man sollte sich doch lieber an das halten, was aus dem Volke und aus den Soldatenkreisen hervorgegangen ist oder ohne Zwang wegen seiner Volkstümlichkeit leicht und rasch Eingang gefunden hat. Will man darüber hinausgehen, so sollte der militärische Vorgesetzte sich doch wohl auch über den dichterischen, gegebenenfalls auch musikalischen Wert des Liedes vergewissern.

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.

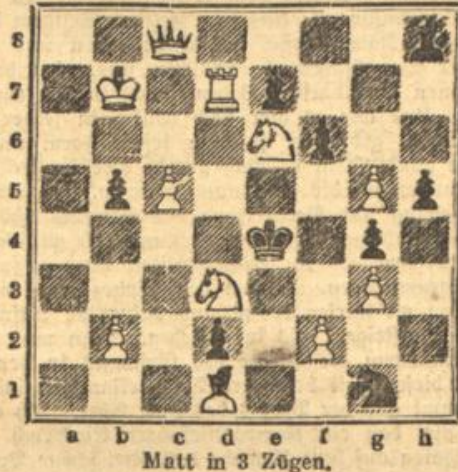
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 14. November 1915.

Aufgaben.

Nr. 388. Dr. A. Miskolczy und G. J. Dunka.
Erster und zweiter Preis geteilt.

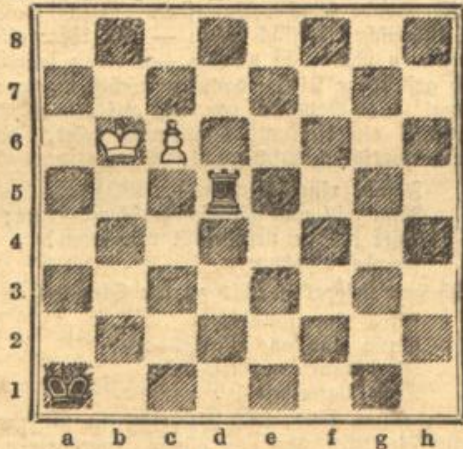


Matt in 3 Zügen.

Nr. 389. Dr. H. Keidanz (Schweiz. Schachz.)
Weiß: Kd4, Del, Tc4.
Schwarz: Kh6, Bb7. Matt in 3 Zügen.

Nr. 390. Endspielstellung.

Die folgende Endspielstellung ergab sich vor einer Reihe von Jahren in einer Meisterpartie, die schließlich als unentschieden aufgegeben wurde. Eine nachträgliche, äußerst geistreiche Analyse stellte jedoch fest, daß Weiß bei richtigem Spiel gewinnen mußte.



Lösung:

1. c6-c7 Td5-d6+ 2. Kb6-b5. Wenn der König die c-Linie betritt, so folgt Td6-d1 mit der Drohung Td1-c1+. — Auf 2. Kb6-b7 erreicht Schwarz mit Td6-d7 das Remis. — 2. Kb6-a5? würde wegen 2. Td6-c6 sogar zum Verlust führen. 2. Td6-d5+ 3. Kb5-b4 Td5-d4+ 4. Kb4-b3 Td4-d3+ 5. Kb3-c2 Nun ist der Bauer nicht mehr aufzuhalten. Aber das war nur das Vorspiel; die eigentlichen Feinheiten fangen jetzt erst an. 5. Td3-d4! Auf 6. c7-c7D würde nun 6. Td4-c4! folgen, denn, wenn der Turm genommen wird, so ist Schwarz patt. 6. c7-c8T!! Mit der Drohung Tc8-a8 matt. 6. Td3-a4 7. Ke2-b3 und Weiß gewinnt, da Schwarz Turmverlust oder Matt auf c1 nicht abwenden kann. Die lebende Partie hat hier eine entzückende Studie

von klassischer Einfachheit zu Tage gefördert, auf die der begabteste Komponist stolz sein dürfte. Zugleich haben wir hier wieder ein drastisches Beispiel dafür, daß auch die einfachsten, scheinbar ganz geklärten Stellungen mitunter wunderbare Ueberraschungen enthalten.

(J. Mieses in „Das Jll. Blatt“.)

Partie 143. Unregelmäßig.

Aus dem Mannheimer Meisterturnier, 24. Juli 1914.

C. Carls. Alechin.

- | | | | |
|------------|--------|--------------------------|---------|
| 1. c2-c4 | e7-e6 | 17. d3×e4 | Dd7-e7 |
| 2. g2-g3 | d7-d5 | 18. Ld2-c3 | Se6-g5 |
| 3. Lf1-g2 | d5×c4 | 19. Sf3×g5 | h6×g5 |
| 4. Dd1-a4† | Lc8-d7 | 20. Dc2-e2 ¹⁾ | Ld6-b4 |
| 5. Da4×c4 | Ld7-c6 | 21. De2-c4 | Lb4×c3 |
| 6. Sg1-f3 | Sb8-d7 | 22. De4×c3 | g5-g4 |
| 7. 0-0 | Sg8-f6 | 23. b2-b3 | Td8-d6 |
| 8. Dc4-c2 | e6-e5 | 24. Dc3-c2 ²⁾ | Td6-h6 |
| 9. d2-d3 | Lf8-d6 | 25. Dc2-c5 | De7-g5 |
| 10. Sb1-c3 | 0-0 | 26. Td1-d2 | Dg5-h5 |
| 11. Lc1-g5 | h7-h6 | 27. Tc1-d1 | b7-b6 |
| 12. Lg5-d2 | Sd7-c5 | 28. Dc5-c4 | Dh5×h2† |
| 13. Ta1-c1 | Sc5-e6 | 29. Kg1-f1 | Th6-f6 |
| 14. e2-c3 | Dd8-d7 | 30. b3-b4 | Lc6-a4! |
| 15. Tf1-d1 | Ta8-d8 | 31. Td1-c1 | c7-c6. |
| 16. Sc3-e4 | Sf6×e4 | | |

Aufgegeben.

- ¹⁾ Soll g5-g4 verhindern; besser war aber h2-h3. —
²⁾ Weiß mußte die Türme tauschen.

Auflösungen.

- Nr. 384 (3 Züge). 1. Dg8, Td1, Kd4 2. Dg4 (+);
1. ... Kc4 2. D×d5+.
Nr. 385 (2 Züge) 1. a4.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Wdw., J. K. und Karl Hofmann in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Akrostichon.

bir, we, nür, gen, o, eg, win, the, en, lis, e, nor, thur, er, no
in, g5, ter, thel, gen, rd, nz, di, er, wal, go, zge, ge, tin, lo
Bilde daraus: 2 Städte, 2 Flüsse, 1 Dichter, 1 Kanton der Schweiz, 1 Oper, 1 Land, 1 Farbstoff, 1 Himmels-
gend und 1 Gebirge und stelle sie so zusammen, daß
die Anfangs- und Endbuchstaben ein bekanntes Sprich-
wort ergeben.

Zahlenrätsel.

- 1, 2, 3, 4, 5, 3, 6, 7, 8, 9 Deutscher Feldherr.
10, 8, 11, 2, 12, 12, 5, 8, 2, 5 Truppengattung.
13, 6, 14, 14, 10 Moderne Schiffsart.
6, 5, 12, 9, 2, 5, 3 Kriegsschauplatz.
2, 15, 12, 10, 3, 4 Nordische Insel.
11, 2, 3, 11, 5 Flüssigkeit.
16, 10, 7 Fürst.
5, 3, 9, 12, 10, 3, 4 Inselreich.
Die Anfangsbuchstaben ergeben ein Geschütz.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 521.

Bilderrätsel: Pulvermagazin. — Rätsel: Die Lawine. —
Dreisilbig: Der Bienenstock. — Rätsel: Die Kornähren. —
Zweisilbig: Der Lichtstrahl.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915.

№. 23.

Die Wache.

Von Gutti Alfen.

(Nachdruck verboten.)

Es war unerklärlich, woher die dunkle, aufgeregte Menschenmasse gekommen war, die da so plötzlich zu einem schwarzen Fleck zusammenfloß. Wie eine Horde verängstigter Tiere, die, herrenlos geworden, nicht mehr wissen, wohin sich wenden, drängten Männer, Frauen und Kinder zusammen und starrten, auswegslose Furcht in den sonst apathischen, bäuerlichen Gesichtern, zu den Fenstern des ostpreussischen Gutshauses hinauf.

Vor einer kleinen halben Stunde erst war die Schlossherrin von einer dringenden Autoreise nach der Provinzhauptstadt heimgekehrt, ohne, wie sie es gehofft hatte, ihren dort im Garnisonsdienst tätigen Mann, wenn auch nur für Stunden, mitgebracht zu haben. Und da war niemand im ganzen Umkreis des Dorfes, der ihnen Schutz und Ratgeber hätte sein können, vor der dräuend sich heranziehenden Gefahr des russischen Heereskolosses, und außer drei bejahrten Dienern kein Mann im Schlosse, als der alternde, schweigsame Inspektor. In ihrer Verzweiflung, ohne führenden Herrn, dieser Uebermacht gegenüber, deuteten sie sich dem Schicksal vollkommen wehrlos preisgegeben, als ob eine gigantische Hand allmählich, aber unausweichbar, eine Schlinge um ihren Hals zusammenzöge.

Die Herbstdämmerung wob bereits dichte graue Vorhänge vor die breiten hohen Fenster, als eine schlank schöne Frau mit lichtblonden Haaren auf der Terrasse erschien. Ihre klaren, grauen Augen blickten ruhig über die unten zusammengescharten Dörfler hinweg und nur in ihrer Stimme schwang ein leiser Unterton von zurückgehaltener Erregung, als sie die anderen ermahnte, ruhig zu bleiben und den Ereignissen gefaßt entgegenzusehen. Für solche, welche die Heimat verlassen wollten, solle weitgehende Fürsorge getroffen werden, damit sie sich in Ruhe mit etwas Vieh, Betten und Wegzehrung versehen könnten. Sie selber habe sich entschlossen, falls nicht zwingende Umstände sie anderen Sinnes machten, hier auf ihrer Scholle, dem Jahrhunderte alten Erbsitz ihres Mannes, auszuharren, um dem fernen, auf der Kadettenschule lernenden Sohne das Schloß seiner Väter möglichst unversehrt erhalten zu können, und so...

Sie konnte den Gedanken nicht zu Ende führen. Dem urplötzlich und schneller, als selbst die Kleinmütigsten es vorhergesehen, krachte ein naher Schuß, dem bald andere folgten. Ihr Widerhall zerplitterte in den dunkelnden Gängen des Herrenhauses, schien dann hohnlachend wie ein Kobold die Stiegen hinunterzukollern und schließlich irgendwo im Treppen Hause einzuschlafen.

Rote Tupfen auf dem erblaßten Antlitz, trat die Gutsherrin ins Zimmer zurück, läutete hastig, daß die Glocke wie ein Notschrei durch die stillen Räume flog,

und erteilte der herbeieilenden Dienerschaft und den ins Haus drängenden Dorfbewohnern hastige Befehle.

Und in alle den Hirnen sprangen nun, da das Gefürchtete und doch Unabwendbare zur Wahrheit werden sollte, die schaurigen Geschichten von der Russen Blut- und Greuelthaten auf, die, — ohnehin furchtbar genug — durch mündliche Ueberlieferung einer urteilslosen, gehetzten Volksmenge zu Phantasien grausigster Höllenbilder angewachsen waren. Und einen Herzschlag lang zog der Gedanke an Flucht blitzschnell durch hundert arme, gemarterte Menschenköpfe.

Aber wieder wurden auch jetzt Gedanken und Wünsche von den schnelllaufenden Ereignissen überholt. Durch das offene Hoftor ritten bereits die ersten Russen ein, einige hohe Offiziere, denen ein Schwarm von sechzig bis siebzig härtigen, dunkeln Männern folgte...

Die Hand auf das wild hämmernde Herz gepreßt, ging die Schlossherrin den unheimlichen Boten eines noch unbekannten, nahenden Ungemachs entgegen. Doch als die Offiziere, von einem älteren Befehlshaber geleitet, ihr Zimmer betraten, vermochte sie bereits ihnen ein lächelndes Willkommen in ihrem Hause zu bieten.

Nach den ersten Begrüßungsworten fragte der befehlshabende Offizier unvermittelt, wieviele wehrpflichtige Männer sich noch im Schlosse befänden, und die blonde Frau verstandete ihr Wort, daß außer dem alten Inspektor nur noch drei angejahrte Diener, die leidend, ohnehin nie im Militärdienst gewesen, auf dem Gute zurückgeblieben seien. Kaum vermochte der russische Befehlshaber sein Staunen über den Mut der Edelfrau zu verbergen. Die Erinnerung an seine Damen daheim in dem weiten unermesslichen Zarenreiche glitt gleich einer Vision durch sein Gedanken, an jene passiven, wohlbehüteten Frauen kleinstädtischer russischer Garnisonen, deren Horizont kaum über Früchtekochen und Stadtklatsch hinausreichte. Seine Blicke hafteten bewundernd auf dem Antlitz der jungen deutschen Frau, und der Richtung ihrer Augen folgend, die so beherrscht, fast steinern, auf dem Hofe voll fremder feindlicher Männer lasteten, bot ihr zwei der tapfersten und gefürchtetsten Krieger seiner Bergtruppe zum Schutze für ihre Person und ihre Habe an.

Unermüdlich schritten die beiden Wachen die lange düstere Herbstnacht hindurch über die teppichbelegten Gänge und Treppen des ostpreussischen Herrenhauses auf und ab, wie ihr Befehlshaber es geboten hatte. Zuweilen kauerte sich der eine in eine dunkle Ecke, um eine Weile zu schlummern. Aber im Augenblick fuhr er empor, sobald der andere ihn nur im Vorübergehen streifte.

Drei Tage waren sie nun schon auf dem Gute, wo alles in geordneter Ruhe seinen Gang ging. Eine Reihe Dorfmadchen und alterer Männer waren ins Schloß genommen worden. Sie besorgten die Küche, in welcher ununterbrochen für die herrschaftliche und die Mannschafstafel gekocht, gebraten und gebacken wurde, als gälte es ein hohes Fest zu feiern. Sie schmückten den Speisesaal mit brennenden Herbstblumen, spreiteten alte Spitzen über die weißen Einnengedecke, stellten funkelnendes Silber und blühende Kristalle bereit für die andauernden Gelage der Herren Offiziere, denen die Hausherrin in weißen Gewändern, liebenswürdig plaudernd, beizuhönte. Denn in ihrem tiefsten Innern zitterte, kaum eingestanden, die atembeklemmende Furcht vor den zuvorkommenden Männern mit den unanfechtbaren Manieren und den kalten durchbohrenden Augen, die sich als Feinde ihres Landes, als Herren ihrer engsten Heimat hier niedergelassen hatten. Und sie lächelte ... plauderte ... war ganz Dame ... ganz freigebige Gastgeberin ...

Einer jedoch sah diese lächelnde Maske fallen, erkannte die bodenlose Tiefe ihrer Traurigkeit in ihren blaß gewordenen Zügen, sobald sie abends mit Schritten, die einer Nachtwandlerin glichen, ihr Schlafzimmer aufsuchte. Dieser eine war Wladimir Baranoff, der gemeinsam mit Jwan Karatkin die einsame Frau und ihr Besitztum zu bewachen hatte.

In der ersten Nacht seines Hierseins hatte er hintereinander zwei seiner Kameraden nach den hochgelegenen Fenstern des Speisesaales und an den Pfeilern der Terrasse hinauffrieden sehen, wie Katzen, die nachts an geraden Mauern auf Abenteuer ausgehen. Aber schneller noch als oben, waren sie mit ein paar zerbrochenen Gliedmaßen unten wieder angelangt. Denn Wladimir Baranoff, dessen Augen die Ferne sahen, dessen Ohren den Grashalm wachsen hörten, Wladimir Baranoff, dem Schrecken des Ural, trogte man nicht ein zweites Mal.

Als die dritte Nacht sich sternenlos, mit schwarzem Visier, auf die Erde neigte, verkündete Wladimir seinem Genossen Jwan Karatkin, daß er allein für die Sicherheit des Hauses eintrete, und Jwan sich ein paar Stunden Schlaf gönnen möge ...

Und nun kauerte er in die tiefen Nische an der Rückwand des Zimmers, welches die Hausfrau der Wirtschaftsstube in diesen Tagen neben ihrem eigenen Zimmer eingeräumt hatte. Wohl wußte er, daß Jwan sich nach seiner Aufforderung, eines verbrecherischen Ueberfalls gewärtig, nur schlafend stellte, daß er ihn unausgeseht mit fast geschlossenen Lidern im Auge behielt. Möchte er immerhin ...

Vor seinen Augen versflochten sich selbst in dieser undurchsichtigen Finsternis geheimnisvolle Schatten, die sich ineinander wandten, entwirrten, wieder zusammenfloßen. Sie nahmen die Gestalten phantastischer Gewächse, frähenhafter Kabelwesen an, tanzten in verschlungenen, launenhaften Mustern einen tollten Wirbel ... Jrgendwo im Dorfe ging ein Schrei, ein kaum vernehmbares Rascheln tönte aus dem Nebenzimmer, stach ihn wie eine spitze Schneide ... Eine Uhr tickte ... tickte ...

Aber hohe Grate, an schwindelnden Abgründen vorbei, auf Rossen ohne Zaum und Zügel, wie die wilde Jagd durch die unermesslichen Breiten des Ural ... Herr ob seiner wilden, nie versiegbaren Kraft. Das dunkle breit geschlitzte Auge blühend in Kampfbegier, mit flatterndem Mantel, gleich Adlerfittichen, durch Urwaldsicht, die reißende Ströme, bergauf, bergab ... Ueberfälle, die Beute brachten, lodern Feuer, Schmaus und Trank mit Genossen. Und irgendwo in einer tiefen Erdhütte eine alte einsame Frau, die auf ihn wartet, ohne Vorwurf, Tag und Nacht: seine Mutter, die ihm als Kind so selbstsame Geschichten erzählte ...

Die weitgeöffneten Augen Wladimir Baranoffs blickten aus seinem dunkeln Winkel starr in jene Welt, die er verlassen, um in das große „Manöver“ zu ziehen. Aber das große Manöver scheint dieses Mal in kaum

erreichbarer Ferne von der sibirischen Grenze, seiner Heimat, stattzufinden. Monate hindurch ziehen Truppen von hohen Bergen, auf endlosen Ebenen durch das unübersehbare große Rußland. Aus einsamen Hütten, aus Dörfern und aus Städten gesellen sich ihnen neue Soldatentrupps zu, schwellen unaufhaltsam an, rinnen weiter nach Westen hin, unermüdlich ohne Rast, wie Sekunden durch ein langes Menschenleben. Eine nie geahnte, nie gekannte Welt steigt vor ihm auf, bei dieser monatelangen Wanderung durch verlorene Weiler, kleine und große Städte mit Märkten, Fabriken, Werften, Palästen und Theatern, mit Klöstern, mit Kirchen und frommem Glockengeläut. Eine Welt, in der tausende von Wesen lebten, deren Daseinsbedingungen ihm Märchen bedeuteten, wie eine ununterbrochene Folge von Festlichkeiten erschienen ...

Märchen ... und doch vertraut ... Aus einer Zeit, deren Erinnerung ihm keine klare Vorstellung, sondern nur halb verwischte Traumbilder auslöst ... Und er sieht wieder die flammenlodernde, unermessliche Stadt im Schnee, — weite, vereiste, frostglitzernde Ebenen, und ein feindliches Millionenheer in grellen Hosen fliehen ... fliehen ... Bald ist die ganze, weiß blinkende Landschaft mit tausenden roten Flecken übersät, die wie große Blutlachen auf dem hart knisternden Schnee stehen. In der brennenden Stadt aber wogt es von Soldaten des eigenen Reiches. Ein Haus steht neben der Kirche mit rot und grün bemalten Kuppeln. Und eine halbnackte Frau mit Haaren aus gesponnenem Sonnenschein streckt hilfsehend schmale zarte Arme aus geborstenen Fenstern. Er sieht einen wilden dunkelhäutigen Soldaten aus dem Ural, die fremde weiße Frau im Arm, auf halsbrechender Leiter, auf leichtfüßigem Kosakenpferd fliehend ... später in einer Lehmhütte auf erlegten Tierhäuten hockend, und die fremde Frau, von Kindern umringt, von den Wundern ihrer westlichen Welt erzählend ... zuerst selbst und dann durch den Mund von Kind und Kindeskind ...

Wladimir Baranoff springt auf, durchmisst die Gänge und Treppen des feindlichen Hauses, dessen Wächter er sein soll. Mit rasender Schnelle wirbeln die Gedanken durch sein fieberndes Hirn. Seine Augen stehen weit geöffnet und starr in dem finsternen Gesichte. Ist es verwehtes Erinnern an seine Kindertage, oder hat er das alles vorahnd im Traum gesehen? Die blaße blonde Frau ... deren Blicke ihn nicht einmal streifen und die ein so wildes Verlangen in ihm entfacht hat ... das brennende Haus ... das schutzlose Weib ... von ihm errettet ... eine edle, eine königliche Beute ... ganz allein ihm gehörig.

Unaufhaltsam dröhnen seine Schritte durch das stille nächtliche Gutshaus ... hin und wieder ... bis der blaugraue Schein der Morgendämmerung durch die breiten Fenster des einsamen Preußensitzes lugt, ein Hund auf dem Hofe zu klaffen beginnt, und eine Frauenstimme irgendwo von der Landstraße her ein schwermütiges litauisches Volkslied ansimmt, das einen Augenblick später, — wie erschreckt ob des eigenen Lautes, — unvermittelt wieder abbricht.

* * *

Jwan Karatkin hatte jetzt doppelte Wache zu tun: die ihm vom Obersten anbefohlene über das Haus und seine Bewohner, und die von niemand geahnte über seinen schon lange gekafteten überlegenen Kameraden, dessen Erregung sich zusehends steigerte.

Lange Stunden der finsternen Herbstnacht hindurch konnte er ruhelos auf- und abwandeln, ohne den stets wachsamem Jwan auch nur zu bemerken. Oder es geschah, daß er die halbe Nacht lang im Winkel neben der Hausherrin Schlafzimmer kauerte, ein regloser schwarzer Fleck, in dem nur ein paar starre Augen lebten, welche wie Dolche in die Zimmerwand eindringen. Zuweilen aber tasteten seine Blicke den unbequemen Gefährten ab. Ahnte er etwas? Wußte er gar? ... Und eines Tages schlug unvermittelt wie ein Blitz die Erkenntnis bei ihm ein, *

daß er sofort zum Ziele gelangen könne, wenn die spähenden Augen dieses lästigen Mitwächters, auf welche sich nie Müdigkeit herabzusinken schien, für immer geschlossen blieben. Aber eben so klar war es ihm, daß diese Tat, welcher die Katastrophe unvermittelt folgen mußte, nur in einem Augenblick völliger Unachtsamkeit Jwans geschehen könne... Und Jwan wachte... wachte unablässig, während er wie ein nimmermüder Jäger darauf lauerte, das Wild zur Strecke zu bringen...

Einem düstern regentriefenden Tage folgte die siebente Nacht. Der Sturm peitschte die feuchten nackten Ruten der Bäume an die Fensterscheiben und piffte seine unheimliche Begleitmelodie dazu.

Baranoff saß mit zermartertem Gesicht in seiner finsternen Ecke, unablässig auf den ersetzten Augenblick der Selbstergeffentlichkeit Karatkins wartend. Sein Gehirn schmerzte wie eine entzündete Wunde. Er sah nur noch rote und gelbe Flammen züngeln, um sich greifen, Balken

prasselnd zusammenstürzen... und das Weib, den königlichen Schatz, wenn auch als Raub, in seinem Besitz... Seine Pulse rasten...

Da zerriß ein Pfiff die Stille des Hauses, noch einer, grell, rufend...

Die Schlafzimmertür wird aufgerissen. Baranoff, seiner Sinne kaum mehr mächtig, stürzt vor... Karatkin hinterdrein...

Das Haus ist im Augenblick lebendig, das ganze Dorf, wie durch Zauberei.

Die Pfliffe schrillen von allen Seiten. Der Oberst, die Offiziere laufen zusammen... Im Hofe sitzen die Kosaken, die stets angekleidet, mit dem Leib ihrer Pferde gedeckt, geschlafen haben, bereits auf... Wie eine graue Wolke schiebt alles dahin...

Ein paar Nachzügler kehren, diesmal als Gefangene der jubelnd begrüßten Preußen, ins Dorf zurück, unter ihnen, tödlich verwundet, der Wildeste einer, Wladimir Baranoff.

Sonnenleben – Gottesleben.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

(Nachdruck verboten.)

Als das Heilige Römische Reich deutscher Nation entstand und diejenigen, die ihm Ritterdienste geleistet hatten, mit Land, das es ihnen zur Nahrung, „zu Lehen“ gab, entschädigte und belohnte, wurde doch der gesamte Grundbesitz nicht gleich überall restlos aufgeteilt. Am ehesten noch in Frankreich, wo bald das Sprichwort entstand: nulle terre sans seigneur, — kein Stück Erde ohne Herrn. In Deutschland blieben immer noch bedeutende Landstriche von Diensten und Leistungen frei. Auf diese blickten nur „Gott und die Sonne“ herab. Deshalb nahmen sie diejenigen, die sie usurpierten — der allgemein herrschenden Lehnstheorie zuliebe — „von der Sonne zu Lehen“, von der schon Tacitus die Germanen glauben läßt, daß sie den Menschen das Land austeile und Unbewohntes nicht gern bescheine.

Nach dem frühesten altarischen Brauche, der im germanischen Wodanskulte noch lange fortlebte, geschah eine solche Besitzergreifung, indem man auf den herrenlosen Gebieten im Angesichte der Sonne Feuer anzündete oder sie, einen lodernden Brand in der Hand haltend, umritt. Im deutschen Mittelalter aber ritt auf dem „Sonnenlehen“ Warberg bei Wolfenbüttel jeder, der die Herrschaft antrat, nächstherweile geharnischt gen Morgen und tat, sobald die Sonne aufging, mit seinem blanken Degen drei Streiche kreuzweise in die Luft, ähnlich wie die ungarischen Könige bei ihrer Krönung ihr Schwert nach den vier Weltgegenden hinschlangen.

Man huldigte auf solche Weise der Sonne, die das Land bescheint und befruchtet, symbolisch als der himmlischen Lehnsherrin, hatte dabei vor allen andern Lehnsträgern den Vorteil voraus, daß sie keinerlei Verpflichtungen auferlegte und „fühlte sich“ dementsprechend. So geschah es, daß im Jahre 1322 ein Herr Eitold von Krenkingen auf dem oppidum Tungen, als der Kaiser (Friedrich I.) vorbei ging, zu dessen großer — und lauter! — Verwunderung „sitzend blieb und kaum den Hut rückte“, weil er eben sein Lehen nicht vom Kaiser, sondern von der Sonne empfangen hatte.

Mit der Zeit bequemen sich auch diese kleinen „Freiherrn“ aus Nützlichkeitgründen dazu, den immer mehr erstarkenden Landesherren auch von ihren Sonnenlehen zu zinsen. Allerdings hielten sich ihre Abgaben immer in sehr mäßigen Grenzen; es war im Grunde eben nur ein Bezeichnungszins. Das ehrwürdige und eigentümliche Herkommen dieser seltsamen Institution, der sie ihren Besitz verdankten, schützte sie gleichsam magisch vor allen Umwandlungen, sie auf das Niveau gewöhnlicher Lehnsträger herabzudrücken und in alltäglicher Weise mit Abgaben und Fronen zu beschweren.

Dafür wurde aber der Akt der Prästation der an sich geringfügigen Leistungen auf die allermertwürdigste Art verkläusliert. Die seltsame, unsern Voreltern eigentümliche Neigung, „Umstände“ zu machen, Bedingungen über Bedingungen zu stellen, trieb hierbei die üppigsten Blüten.

Mit einer gewissen Latitudo machte man die Sache im Erfurtischen ab. Dort wurde der Zins — man nannte ihn „Somengeld“ — „zwischen sinkender und glimmender Sonne in der „Johannisnacht“ oder, wie es ein andermal heißt, „zwischen den zweien Hornblasen“ (also während das Vieh im Stalle war) gezahlt. Wenn das nun auch just die kürzeste Nacht des ganzen Jahres war, hatten die Bauern dabei doch immerhin gemächlich Zeit. Ingleichen auf einem Sonnenlehen bei Helmstedt, wo am Martinsabend zu zinsen war, „ehe man die Stern an dem Himmel möge sehen“. Dort durfte man anscheinend so zeitig, als man wollte, kommen. In dem Reichsdorfe Dorsten dagegen mußte man die schuldigen „Müschelchen“ (eine winzige, fischschuppenähnliche Münze) pünktlich auf die Minute bringen, „nicht früher und nicht später“; den pünktlichen Zinsern wurde dann durch den Speicherverwalter des Kapitels zu Xanten ein Glas Wein verabreicht, für die unpünktlichen aber verdoppelte sich die Zahlung mit jeder Stunde.

Auch in Scherndorf, wo am Tage Philippi und Jakobi vor Sonnenaufgang auf einem breiten Steine unter freiem Himmel ein Sämmchen aufzuzählen war, „daß es Klang!“, rutschte die Strassumme in gleicher Weise fort; daher die Bezeichnung „Rutscherzins“.

Im Braunschweigischen war an jedem Weihnachtsheiligabend ein sogenannter Maigassenzins fällig, und ob er schon nur wenig betrug, hatte ihn ein Reiter „auf einem gewissen Pferde“ zu überbringen. Aus anderweiten Bestimmungen ist zu schließen, daß die Rosinante wahrscheinlich einäugig war, ja von einem thüringischen Dorfe mußte sogar ein einäugiger Bote auf einem einäugigen Gaul zu dem 12 Meilen weit entfernt wohnenden Herrn reiten, um ihm drei Dreiheller-Pfennige zu überbringen.

In Kempton kam alljährlich am Martinstage punkt 12 Uhr mittags der Spitalbote aus Kaufbeuren ebenfalls angeritten, doch durften erfreulicherweise Rosß und Reiter auf beiden Augen sehen. Er brachte zwei silberne Händeleinspfennige. Den einen warf er in die Iller, den andern übergab er dem Stadtkirchner, „der schon darauf wartete.“ Außer dem Gelde mußte er sich aber auch noch mit zwei Martinsgänsen abschleppen, und wenn er über die Brücke ritt, wo sie das schöne Wasser sahen, durften sie um Himmelswillen nicht schreien, sonst war die Gabe ungültig.

Besonders lawinenmäßig wuchs der Rutschergins in Buchenau (Hessen) an. Dort schuldete das Dorf Salzburg am Walpurgistage sechs Knaken. Der Bequemlichkeit wegen — oder eigentlich der Unbequemlichkeit wegen — betraute man auch hier einen Boten mit der Anlieferung, „das Walperts Männchen“ genannt, denn es hatte, wie die Witterung auch war, früh 6 Uhr am genannten Tage (1. Mai) auf einem bestimmten Steine der Brücke zu sitzen. Verspätete es sich, dann schwoll der Zins progressivisch, und am Abend wäre die Gemeinde zahlungsunfähig gewesen, deshalb gab man ihm stets zwei Begleiter mit, um an seiner Stelle die Zahlung zu leisten, falls ihm unterwegs ein Unfall widerfahre. Saß es aber zur rechten Zeit auf dem Steine, dann empfangen es die Freiherren von Buchenau, kassierten die Knaken ein und traktierten es hinterher mit Speise und Trank. Ja, wenn es dabei drei Tage lang munter blieb, mußten sie es sogar bis an sein Lebensende verpflegen; schlief es aber ein, dann entfernten sie es so rasch wie möglich aus dem Schlaraffenlande. Dieser Brauch hat sich 300 Jahre lang erhalten und mag auch heute noch gelten.

Wieder anders, doch nicht minder eigenartig, zinsten (bis 1785) auf Thomastag (21. Dezember) 13 Häuser des Mansfeldischen Dorfes Stangerode. Am Abend vorher rief der dortige Bauernmeister seine Mannen zusammen: „Gebt unserm Herrn den Thomaspennig, den Kuttengins!“ Die dreizehn Hausväter, denen dies galt, standen dann immer schon unter der Türe, schlossen sich ihm an und zogen mit ihm nach Endorf, unter unaufhörlichem Rufen: „Wir bringen den Thomaspennig, den Kuttengins.“ Um 11 Uhr nachts kamen sie dort im Amtshause an, entrichteten eilends ihre 13 Silberlinge, über die der Amtmann mit gleicher Sigigkeit quittierte, und machten, daß sie wieder fort kamen. Denn bevor es 12 schlug, mußten sie alle wieder aus dem Orte hinaus, der Beamte aber auf der Post sein, um das Geld weiter zu expedieren. Jede Minute Verspätung kostete den schuldigen Teil eine Tonne frischer Heringe, wenn aber die Zinser bei ihrer Ankunft die Amtsstube nicht offen fanden, stand ihnen überdies noch eine weiße Glucke mit zwölf weißen Küchlein von dem Amte zu.

Ähnlich geschieht es hier und da auch heute noch. Noch jezt marschirt alljährlich früh am Michaelismorgen eine Abordnung aus dem Erzgebirgsstädtchen Eögnitz nach dem Schlosse Wildenfels, um sich da vor Sonnenaufgang die Lehen über den Eögnitzer „Gotteswald“ erneuern zu lassen. Dies geschieht, indem die „Zinser“ dem Grafen zu Solms-Wildenfels, der sie, umgeben von seinen Beamten, nach einem althergebrachten Zeremoniell empfängt, einige Pfennige einer natürlich längst „ausgegangenen“ Münzsorten zahlen, weswegen er sie ihnen hinterher jedesmal zurückgibt, um ihnen ihr wertvolles, im Jahre 1410 verliehenes Beneficium zu erhalten. Außer-

dem stärkt er die nächtlichen, übernächtigen Wanderer auch stets mit einem Frühstück, dann kehren sie in ihr Städtchen zurück, wo sie immer die ganze Einwohnerschaft begrüßt.

Am Lichtmessstage, ebenfalls vor Sonnenaufgang, erscheint auch alljährlich eine Deputation vor Godolphin House in Wales, die aber — im Gegensatz zu allen vorerwähnten, — den Zins fordert, geführt von dem Vogte des Schlosses von Lambourne. Dieser klopft zuerst dreimal hart an die äußere Türe: „O ja! O ja!“ Hier kommt der Vogt des Schlosses von Lambourne, um seines Lords gerechten Tribut zu fordern: acht Heller und einen Pfennig, ein Brot, einen Käse, ein Stück Pöckelfleisch und ein Viertel vom besten Bier im Hause. Gott segne den König und den Lord des Schlosses! Dann wiederholt er das Klopfen und seinen Sermon auch vor der inneren Türe. Hierauf wird er eingelassen, empfängt das Geld, und die Naturalien verzehrt er mit seinen Begleitern und den Wirten an Ort und Stelle.

Das Sonnenlehen in Wales soll nach dem Volksglauben die Folge einer eigenartigen Wette sein. Vor 300 Jahren, so wird erzählt, saßen die Häupter der Familien St. Aubyn und Godolphin beisammen, als der eine ein paar Schnecken vom Boden aufhob, sie auf den Tisch setzte und vorschlug, sie wettlaufen zu lassen. Godolphins Schnecke war die langsamere, deshalb klagte er sie mit einer Nadel, um sie anzuspornen. Sie nahm das aber übel, zog sich in ihr Haus zurück und lief nun überhaupt nicht mehr, sodaß er die Wette verlor. Daher in diesem Falle der Zins, den man, weil er vor dem Gatter in Empfang genommen wird, als „Gatterzins“ bezeichnet.

Auf solche Art mögen noch hinter manchen alten, undurchsichtigen Bräuchen Gotteslehen oder Sonnenlehen versteckt sein. So waren die Bürger des „in Freiheit lebenden Schöneck“ (im Vogtlande) bis zur Einführung der Verfassung in Sachsen (1831) gehalten, dem Landesherrn, „wann er kommt“, einen hölzernen Becher, gefüllt mit einer bestimmten kleinen Münze, zu präsentieren; die älteste diesbezügliche Bestimmung vom Jahre 1370 lautet: „Das Städtchen Schöneck hat dem Kaiser, wann er kommt, einen hölzernen Becher, mit fünf Pfund schwäbischen Hellern gefüllt, zu überreichen.“ Wahrscheinlich handelte es sich auch hierbei um etwas Ähnliches. Ja, möglicherweise gilt das sogar von dem „selbstgebackenen Kuchen“, den die Frau des damaligen Staatsministers v. Metrich — in ihrer Eigenschaft als Herrin der Güter friesen usw. — dem König Georg von Sachsen im Jahre 1905 anlässlich seines ersten Besuches in der Stadt Reichensbach i. V. „nach alter Gepflogenheit auf dem Rathause“ überreichte. Nach damaligen Zeitungsberichten war das ihr Recht. Höchstwahrscheinlich war dieses Recht aber früher eine — Pflicht.

Die Männer des Zwanzigsten.

Skizze aus dem russischen Beamtenleben.

Von Oskar Grosberg (St. Petersburg).

(Nachdruck verboten.)

In der Kanzlei glitten die Federn weniger rasch über das Papier wie sonst. Man hörte flüstern und husten; in ein paar stillen Ecken standen Gruppen von Beamten und schwatzten. Man sah gerötete Gesichter und glänzende Augen. Vorgestern war der 20. gewesen, der Tag, an dem in Rußland die Staatsbeamten ihr monatliches Gehalt empfangen, weshalb sie den spöttischen Beinamen führen: die „Männer des 20.“ Die Herren haben ihn in der üblichen Weise im Restaurant „Jagodka“ begangen, und man plauderte nun über die Ereignisse, die sich im Restaurant „Jagodka“ und in anderen Kneipen vorgestern abgespielt hatten; ein paar Leute, die noch

einige überflüssige Rubel in der Tasche hatten, steckten die Köpfe zusammen und schmiedeten Pläne für heute.

Während der Teestunde kamen Swinjin und Obramow mit heißen Köpfen und verschwollenen Augen. Beide waren alte Stillsäufer, sie erschienen nach dem 20. erst am dritten Tage. Niemand kümmerte sich um sie. Sie nahmen ihre Plätze ein und holten Aktien hervor.

Aber Fedorow fehlte noch. Fedorow, der sonst allenthalben nur einen Tag zu hummeln pflegte, der prachtvolle Mischka Fedorow, der bei jeder Kneiperei dabei war, und wenn er Geld hatte, jeden freihielt.

„Sollte Fedorow etwas passiert sein?“ meinte der dicke Michailow nachdenklich. „Wenn der einmal losgeht, ist es alleweil gefährlich... Freilich fängt ihn die Frau immer ab.“

„Nicht immer,“ warf Tolbuchin ein, „ein paar Mal ist er ihr doch durchgebrannt, und da ist dann alles zum Teufel gegangen. Auch der Paletot. Erinnerst euch, wir haben sogar gesammelt.“

„Wir sind allzumal Sünder,“ quäkt der kleine Sekretär im predigenden Tonfalle.

Alle lachen. Sorgliche Kameraden legen auf den Tisch Fedorows geöffnete Aktten und stellen ein halbes Glas Tee hin; wenn der Chef vielleicht hineinschauen sollte, kann er meinen, daß Fedorow sich für kurze Zeit entfernt habe.

Und dann ist Fedorow plötzlich da. Sein hübsches Gesicht ist bleich, seine Hände zittern. Man sieht, daß er schwer getrunken haben muß. Aber nun ist er ganz nüchtern.

Seine Freunde umringen ihn. Sie überschütten ihn mit Fragen. Man reicht ihm Zigarren und heißen Tee. „Also, was ist los, Mischka, wo hast du gesteckt?“

„Schlecht steht es, meine Herren, der Satan hat mich wieder einmal gepackt. Die ganze Gage ist futsch, die Miete ist nicht bezahlt; ich kann nicht nach Hause... Meine Herren, spucken Sie mir ins Gesicht, ich bin ein Schwein...“

Fedorow sinkt in sich zusammen und starrt abwesend vor sich hin. Er ist völlig gebrochen; in seinen Augen schimmern Tränen.

In der Kanzlei wird es ganz still und die Beamten gehen nachdenklich an ihre Arbeit. Ein paar Freunde flüstern auf Fedorow ein.

Da steht einer der Stillsäuer auf; er hat in der Hand einen Bogen Papier und seine Dienstmütze; auf dem Papier steht in zittrigen Buchstaben sein Name: Swinjin und dahinter: 3 Abl., in der Dienstmütze liegt ein schmieriger Dreirubelschein. Er übergibt ohne ein Wort zu sprechen Mütze und Bogen seinem Nachbarn, und nun wandert die Kollette von Tisch zu Tisch. Nach einer halben Stunde sind 80 Rubel beisammen, das ist um 5 Rubel mehr, als Fedorow vertrunken hat.

Der dicke Michailow zählt das Geld und summiert sorgfältig die einzelnen Beiträge und dann tritt er ganz feierlich zu Fedorow.

„Hier, Mischka,“ sagt er, „ist das Geld. Es kommt von guten Herzen. Nimm's! Wir sind allzumal Sünder... Es ist wahr, du bist ein Schwein, aber wer von uns ist nicht ein Schwein?“....

Und alle brummen: gut gesagt. Fedorow umarmt Michailow und sie küssen sich dreimal. Fedorow verbeugt sich tief vor den Kollegen und murmelt seinen Dank.

Zum Staunen aller ergreift Swinjin das Wort. „Meine Herren,“ sagt er, „nichts für ungut, aber der Mensch ist schwach. Ein Pferd hat vier Füße und doch stolpert es, um wieviel leichter der Mensch! Warum soll Fedorow noch einmal stolpern? Seien wir weise, geben wir ihn Tolbuchin und Michailow mit, sie sollen ihn nach Hause geleiten.“

Und wieder rufen alle: gut gesagt, und Tolbuchin und Michailow sind gern bereit.

Sie nehmen Fedorow in die Mitte und schlendern langsam dahin. Fedorow schiebt die Mütze fest auf ein Ohr und zwinkert jedem hübschen Mädchen zu, während Tolbuchin sehr solid seine „Papiros“ pafft und Michailow seinen Knotenstock schwingt.

So gelangen sie bis vor die Tür des Restaurants „Jagodka“.

„He!“ sagte Michailow.

„Allemaal,“ nickten Tolbuchin und Fedorow.

Und sie treten ein.

„Also, Herzensbruder,“ sagt Michailow zum Kellner Dositel, „Schnaps her, Sakuska und Bier. Aber man so'n bißchen plötzlich!“

Man trank und aß und trank wieder. Ein Gläschen wurde geleert um das andere.

Um 6 Uhr waren alle drei betrunken, und sie lagen sich weinend in den Armen. Um 7 Uhr erklärte Michailow, ein Kerl wie Fedorow sei ein Lump und ein Schwein, dem kein anständiger Kerl die Hand reiche. Um 1/8 Uhr schleuderte Fedorow eine leere Flasche auf Tolbuchin, worauf der Wirt erschien und erklärte, es sei an der Zeit, daß die Herren nach Hause führen. Nur nach langem Bitten gab er noch eine halbe Flasche Schnaps her und dann wurde die Rechnung gemacht.

Dann fuhren sie ab. Sie geleiteten Fedorow bis an die Tür seiner Wohnung, wo sie von ihm zärtlich Abschied nahmen. „Halt,“ murmelte Michailow plötzlich, „sicher ist sicher.“

Er zog die Klingel.

„Verehrte Madame, Nadeschda Petrowna,“ sagt er, „wir bringen hier Mischka, unsern lieben Freund. Und hier, in dieser seiner Tasche, sind 65 Rubel. Es waren 80, nun sind es 65. So ist das Leben. Verzeihen Sie, verehrte Madame. Wir sind Schweine. Ausgemachte Schweine. Gute Nacht, Gott gebe Ihnen Eintracht und Liebe.“

Er fasste den weinenden Tolbuchin unter den Arm und sie trollten davon...

Die alte Fahne.

Im grauen Auge schnellen Blick,
Mit schrägem, ledern Mützenfih,
— Die er seit gestern Abend trug,
Seit ein Geschloß den Helm zerschlug,
So stand er an des Waldes Rande,
Der fährnrich aus dem Märkerlande.

Vor Wochen noch die Bank gedrückt,
Und jetzt den blanken Stahl gezückt.
Vor Wochen rief der Xenophon
Und heute der Trompete Ton.
Und seines Juges Waffen blitzen,
Die Märkeraugen, Gardelitzen.

„Achtung, die Fahnen deployiert!
Nun zeigt, wie Preußen batailliert!“
Der Oberst ruft das Regiment,
Ein Alter, der's von „Siebzig“ kennt.
Und mögen Feindesbüchsen knattern,
Hurra, die Ehrenfahnen flattern!

Mit scheuem Blick der fährnrich steht,
Wie stolz die alte Fahne weht!
Wie ungestüm das Herz ihm schlug;
Die Fahne, die der Ahnherr trug,
Als einst bei Rossbach, Zorndorf, Leuthen
Europa sah die Preußen streiten.

Das Horn erklingt, die Trommel rollt,
Und ob ein Höllendonnern grollt,
Nur vorwärts! Seinem Zug voran,
— Und fällt die Kugel Mann um Mann,
Der fährnrich stürmt mit langen Sprüngen,
Bis Leib an Leib die Gegner ringen.

Die Fahne wankt, der Träger sinkt,
Mit Hurra sie der fährnrich schwingt.
Es mäht der Tod — doch dreimal Sieg,
Schwerwund' ein Jüngling —. „Ob ich lieg',
Der Herrgott mag's dem Ahnen sagen:
Sein Enkel durst die Fahne tragen!“

Albert Petersen.

Der Feldentod

Tiroler Skizze von Rudolf Greinz.

(Nachdruck verboten.)

In einem stillen Tal Tirols liegt ein freundliches Haus, außerhalb des Dorfes, umgeben von grünen Wiesen und von einem stattlichen Obstanger. Wie hinter einem kleinen Wald versteckt, so heimlich schaut das Haus unter dem Schatten der dicht belaubten Bäume hervor. Appige Kornfelder und Kartoffeläcker breiten sich vor ihm in der Talebene aus. So weit man sieht, Felder, Äcker, Bäume und große und kleine Bauernhöfe. Unten im Tal und hoch hinauf bis zu den Bergen erstreckt sich das fruchttragende Land.

Hellgrün und klar fließt der Talbach, leicht umsäumt von niederem Erlengebüsch. Tiefgrüne Wälder bilden dunkle Flecke in dem Grün und Gelb der steil anstrebenden Felder und Äcker der Berge. Und freundlich hell blitzen von der Sonne bestrahlt die winzigen Fensterscheiben der sammetbraunen Holzhäuser an den Berglehnen, aufleuchtend im Glanz und in der majestätisch stillen Pracht der Alpenwelt, Frieden allerorten und erhabene Ruhe.

Der alte Tobias Wartbichler bewohnt mit seiner Schwester, der Lena, den Hof. Beide alte Leute und beide unverheiratet. Und doch gehen gar viele Menschen aus und ein. Das kommt daher, weil der Wartbichlerhof eine Heimstatt für verwaisste Kinder geworden ist.

Der Tobias ist ein altes Mamml. Sieht älter aus, als er tatsächlich ist. Scheu ist er und wortkarg und in sich gekehrt. Wenn er kam, so meidet er die Menschen. Da ist die Lena schon eine andere. Auch eine gute Seele, aber viel resoluter und nicht so menschenscheu.

Ist ein wohlhabender Bauer, der Tobias. Man möchte es ihm gar nicht ansehen. So ohne Stolz und ohne Selbstbewußtsein ist er. Hat aber doch das Herz am rechten Fleck.

Heiraten hat er nie mögen. Wenn man ihm davon spricht, dann lacht er, und seine guten, dunklen Augen leuchten auf. „Ja, ja, freila! Heiraten!“ sagt er langsam vor sich hin. „s hat mi nia nicht g'freut, 's Heiraten. Und Kinder hab-i amerst g'mag.“

Die Kinder, die er wie eigene hält, das sind drei stattliche Burschen und drei nicht mehr ganz junge Mädchen. Gehören beileib nicht zusammen, die Kinder. Die hat man ihm langsam eines nach dem andern ins Haus gebracht. Sind alles Waisenkinder, und das Haus ist ein richtiges, echtes Waisenhaus geworden.

Alle bis auf eins gehören sie zur weitschichtigen Verwandtschaft. Sind Söhne und Töchter irgendeiner entfernten Basl. Die Lena hat sie alle groß gezogen und sind ordentliche, brave Leute worden. Und weil der Tobias und die Lena das Kinderaufziehen schon einmal so gewöhnt waren, so haben sie auch ein landfremdes Kind angenommen.

War ein schwächliches, halbverhungertes Büabl, als es ins Haus kam. Die Mutter tot, der Vater ins Verdienen, und eine Kutt'n Kinder da. Es gibt viel Elend in der Welt. Nicht einmal ins Tal herein gehörten die Leute. Das machte dem Tobias nichts aus. Er nahm das Büabl doch auf.

„Mei!“ meinte er, „oans mehr oder weniger, dös ist gleich. Magst schon dableiben, Hansle, wenn's die g'freut.“

Und es g'freute das Büabl. Es blieb. Fühlte sich bald heimisch auf dem Hof und ebenso dazugehörig wie die andern fünf Waisenkinder aus der Verwandtschaft. War mit der Zeit ein stämmiger junger Bursch geworden, das Hansle, und ein flotter Kaiserjäger. Der Tobias hatte heimlich seinen ganz besonderen Stolz drauf. Ließ sich aber fein nichts anmerken, damit die andern ja nicht eifersüchtig würden.

Klein und schwächlich ist der Tobias, knochig und mager und von der Sonne braun gebrannt. Sein Haar ist schütter und schon stark ergraut, und die großen, dunklen

Augen haben den erstaunten Blick eines Kindes. Still und ruhig hatscht er durch das Haus und trifft seine Anordnungen. Hat einen hatschten rechten Fuß, der Tobias. Ist als ein kleiner Bub einmal vom Birnbaum gefallen. Davon ist ihm der Tadel geblieben. Haben ihn darum auch nie beim Militär brauchen können.

Es ist ein enger Kreis, in dem der Alte lebt. Sein kleines Reich ist ihm alles. Was draußen vorgeht, berührt ihn wenig.

Und doch hat's ihn auch aufgerüttelt aus seinem Frieden, als die Glocken zum Sturm läuteten in den großen Völkerrkrieg.

Er konnte es gar nicht fassen, der Tobias. War schon alt, und zum erstenmal war's auch nicht, daß er einen Krieg miterlebte. Aber da mußten alle drei Burschen mit, der Klaus, der Jos und der Hansle.

Ein lachender, wolkenloser Augustmorgen war's, an dem die Sonne so strahlend und hell und glückverheißend schien wie noch nie in diesem Sommer. Im Hintergrund des Tales ragten die steilen Bergriesen. Sie sahen aus wie trogige Wächter ihrer Heimat.

Vom spitzen Turm der Kirche erscholl der Glockenruf, ging durch das Tal und wanderte hinauf zu den Höhen. Langsam, feierlich, mahnend... Sturm!... Landsturm... Der alte Kaiser rief aus der Glockenstube sein treues Tiroler Volk zu den Waffen gegen übermächtige und tückische Feinde.

Sie wußten es alle im Dorf. Das war der Krieg. Und unheimlich schnell versammelten sie sich auf dem Dorfplatz. Ein ruhiger Ernst lag auf den wetterharten Gesichtern der Bauern. Freudige Begeisterung erfaßte die Burschen. Die Weiber und Mädchen weinten. Krieg... Sturm... Landsturm...

Der Tobias draußen am Wartbichlerhof war zuerst ganz ruhig. Er konnte es nicht fassen. Er begriff es einfach nicht. Still wie alle Tage ging er seiner Beschäftigung nach. Kümmerte sich nicht viel um die großen Ereignisse der Welt.

Die Lena sagte es ihm, als er im Sonnenschein vor der Tür saß, daß die Buben fortmüßten in den Krieg. Da hielt der Tobias einen Augenblick inne mit Senfendengeln und sah sie verwundert und erschrocken an. „Heut noch?“ fragte er nach einer Weile, und seine Stimme zitterte ein wenig.

„Ja!“ Dann lief die Lena laut weinend ins Haus hinein und suchte in den Sachen der Burschen, was sie ihnen noch mitgeben könnte in den Krieg. Und packte und stopfte die Rucksäcke voll. Würste und Speck und Schnaps und Brot. Die Lena hatte eine unklare Vorstellung von Hunger und wollte ihre Buben gut verköstigt wissen.

Der Tobias sagte nicht viel beim Abschied. Er drückte nur allen dreien die Hand, als sie vor ihm standen, und schlich dann scheu und gedrückt in seine Kammer. Aber die Lena, die weinte herzlich und winkte den Buben immer und immer wieder mit der Schürze. Gar am unliebsten sah der Tobias den Jüngsten, das Hansle, scheiden. Er ließ sich aber nichts anmerken.

War das ein Leben und Treiben auf der kleinen Talbahn. So viele lustige Menschen auf einmal hatte das Bahnele noch nie befördert. Singend und juchzend saßen und standen die Männer und Burschen eng gepfercht. Zug auf Zug mit jubelnden kaisertreuen Kriegern rollte durch das Tal. Und viele verließen auf immer den stillen Frieden ihrer Heimat...

Langsam schlichen die Wochen dahin. Eine bange Zeit... Es gab wenig Männer mehr im Tal. Und der große Friede der Berge hatte etwas Beklemmendes und Erdrückendes. Man atmete schwerer und in geheimer Sorge. Wie es ihnen wohl gehen mochte, den tapferen

Söhnen des Tales? ... Eins fragte das andere, und niemand wußte Bescheid.

Im Wartbichlerhof war es ganz still geworden. So still und einsam, als hätte man erst vor kurzem Tote in den Friedhof getragen.

Von den Buben war jetzt schon einige Zeit keine Nachricht mehr eingetroffen. Und es hieß, die Tiroler ständen im Feuer ... Den Klaus wußte man in Galizien gegen die Russen. Der Jos und der Hansle waren gegen die Serben gezogen.

Da bekam der Tobias auf einmal Interesse für den Krieg. Und weil das Hansle gegen die Serben war, kummerte er sich um diesen Krieg am meisten. Er wurde redseliger und fragte ab und zu, wie's denn eigentlich stünde, und ob man den König Peter immer noch nicht gefangen hätte.

Auch den Herrn Kooperator und den alten achtzigjährigen Herrn Dekan fragte er. Man sah es dem Tobias jedesmal an, wie er es sehnlichst wünschte, daß man den König Peter einfing. Es war ganz vergeblich, dem Tobias einen ordentlichen Begriff von dem Krieg beizubringen. Er hörte andachtsvoll zu und gläubig wie ein Kind, um dann immer wieder auf die eine Frage zurückzukommen. Und auf den greisen Herrn Dekan gab der Tobias doch so viel. Der war für sein frommgläubiges Gemüt das Gleiche wie das Evangelium.

Das erstemal war es, daß er mit dem Herrn Dekan innerlich nicht ganz übereinstimmte. Denn der hochwürdige Herr hatte ihm erklärt, daß es ja eigentlich gar nicht notwendig sei, den König Peter zu fangen, wenn man nur sein Heer vernichte. Das ging dem Tobias jedoch nicht ein. Das Glück und Unglück des ganzen Riesenkrieges hing bei ihm nur mit der Frage zusammen, ob man den König Peter fing oder nicht ...

Und wieder läuteten die Glocken von dem spitzen Kirchturm dem jungen Tag entgegen. Kurz und klagend war ihr Ton. Sie klagten um den ersten toten Krieger des Dorfes, der auf dem Felde der Ehre gefallen war.

Der Tobias stand im Acker und grub mit der Schaufel in der taufeuchten Erde. Er horchte auf den Glockenton, steckte die Schaufel in die Erde, zog den Hut, faltete die leicht zitterigen Hände und betete in der Morgenfrühe des Herbstes für den Toten, der weit von der Heimat in fremder Erde lag.

Die Leute am Wartbichlerhof redeten jetzt nur mehr wenig von den Buben. Wozu auch? Bauern machen nicht viele Worte und fügen sich mit Ergebung in das Geschick. Dabei ist es ein felsenfestes Gottvertrauen, das sie aufrecht hält und hoffen läßt.

Die ersten Verwundeten sind ins Land gebracht worden und einer der allerersten war der Jos vom Wartbichlerhof. Der hatte einen Beinschuß bekommen und hatsich jetzt noch viel ärger als der alte Tobias.

Ganz plötzlich stand der Jos da, und die Lena konnte sich kaum fassen vor Freude. Vom Nachbarhaus her hatten sie den Jos kommen gesehen, waren ihm entgegen gelaufen und hatten ihn heimgeleitet wie einen Sieger. Dann waren sie alle zusammengekommen vom Wartbichlerhof, hatten den Jos umringt und ausgefragt.

Die Lena war in die Küche gegangen, um schnell einen Kaffee zu kochen. Denn der Jos hatte sicher lange keinen Kaffee mehr getrunken. So stellte sich's die Lena wenigstens vor.

Als der Jos mit schweren, ungelenken Schritten in das Haus trat, kam der Tobias gerade aus seiner Kammertür heraus.

„Tobias ...“, sagte der Bursche und trat auf den Bauer zu.

Der Alte stand wie vom Schlag gerührt und sah zu dem schlanken, hochgewachsenen Burschen auf. Er mußte sich am Türrahmen festhalten. Dann fuhr er sich mit der zitterigen, weißen Arbeitshand über die Augen.

Wortlos reichte er dem Jos die Hand. Kaum ein leichter, flüchtiger Druck der beiden Hände. Aber aus

den guten, treuen Augen des Alten kamen die Tropfen. Dick und schwer. Der Tobias mußte in die Kammer gehen. Damit es die andern nicht sahen, wie er weinte.

Draußen in der Küche saß jetzt der Jos bei dem großen Tisch, der in der Ecke stand, und erzählte. Nicht ausführlich und nicht viel. Er war ziemlich wortkarg, der Jos, und die Lena mußte eigentlich alles aus ihm herausdrücken. Dabei paßte sie aber auf jedes Wort wie ein Haffelbeißer, vergaß in ihrer Aufregung ganz, den Kaffee in die Kanne zu gießen und schüttete das bloße Wasser auf.

Ja, er war merkwürdig wortkarg, der Jos, und wollte nicht recht heraus mit der Sprache. Dazu hatte er in seinem Wesen etwas Gedrücktes und Scheues, was sonst nicht seine Eigenart war. Seine Blicke irrten oft fast erschrocken ins Leere, als ob sie weit, weit fort etwas sehen würden. Er mußte Furchtbares gesehen haben, der Jos, in dem großen Krieg. Und das tauchte wohl immer wieder vor ihm auf. Es schien, als ob er sich erst langsam an den Frieden seiner Heimat gewöhnen müßte.

Sie fragten ihn auch nach dem Hansle. Wie es dem wohl ergehe. Der Jos behauptete, daß er nichts Näheres wisse. Erst nach ein paar Tagen kam es heraus, daß der Jos ganz genau um das Schicksal des Hansle wußte. Er hatte es nur nicht früher über das Herz gebracht, dem Alten und der Lena das schwere Leid anzutun.

Der Hansle war den Heldenod fürs Vaterland gestorben. Bei einem Sturmangriff hatte ihn und einen ganzen Zug seiner Kameraden eine feindliche Granate in Felsen gerissen ...

Nun wußte es auch der Tobias. Der Hansle, der jüngste Bub und sein Liebling, würde nicht mehr in das Tal zurückkehren. Der Tobias starrte wie geistesabwesend vor sich hin, als der Jos endlich mit der Wahrheit herausrückte. Daß so etwas möglich war ...

Dann waren die Nachbarn gekommen und versuchten den Tobias und die Lena zu trösten. Und alle sprachen sie vom Heldenod und von der Ehre, für das Vaterland zu sterben. Und wie Tobias stolz sein könne, daß er einen Helden aufgezogen habe.

Der Alte hörte still zu und erwiderte kein Wort. In seiner innersten Seele dachte er aber, daß der Tod des Hansle auch damit zusammenhänge, weil man noch immer nicht den verfluchten König Peter gefangen hatte.

Dann läuteten auch für den Hansle vom Wartbichlerhof die Totenglocken. In der Dorfkirche hielten sie ein feierliches Seelenamt für den gefallenen Krieger. Mit Gesang und Orgelspiel. Der greise Herr Dekan selbst zelebrierte das Amt, und nach dem Evangelium bestieg er die Kanzel und hielt eine ergreifende Predigt über den Heldenod fürs Vaterland.

Der Tobias hatte bis dahin keine Träne weinen können um das Hansle. Jetzt, da der Dekan da droben sprach, schüttelte es den Alten vor Weinen. Vom Andreas Hofer sprach der Herr Dekan und wie die Tiroler sich würdig erwiesen hätten ihrer Ahnen. Und jeder, der den Heldenod stürbe für das Vaterland, käme vom Mund auf in den Himmel. Ihm öffneten sich weit die Pforten des himmlischen Paradieses, und alle Chöre der Engel empfingen ihn. Denn jeder, der da draußen stünde in Wehr und Waffen, schütze ein Dach seiner Heimat, und der himmlische Lohn sei den Tapferen sicher.

Es war am Nachmittag des gleichen Tages, da sie dem Hansle vom Wartbichlerhof das Seelenamt hielten. Der alte Herr Dekan ging mit seinem Brevier in der Hand im Garten des Widums auf und ab. Der Spätherbst hatte die Bäume entblättert. Die scheidende Sonne schien in den Garten.

Da kam der Tobias langsam auf den Herrn Dekan zu, nahm ehrfürchtig seinen Hut vom Kopf und meinte: „I hab' mi grad erkundigen wollen, Herr Dekan, ob der Hansle wirklich und wahrhaftig vom Mund auf in Himmel kommen ist.“

„Der ist vom Mund auf in Himmel kommen!“ versicherte der Herr Dekan dem Alten, steckte das Brevier in eine Tasche des Talars, nahm den Tobias leise bei der Hand und führte ihn zu einer Gartenbank, wo sich die beiden alten Männer niederließen. „Mußt es nit so hart nehmen, Tobias...“, fuhr der Herr Dekan fort. „Der Hansele hat den Heldentod erlitten, und das ist der ehrenvollste Tod, der Heldentod für Kaiser und Reich.“

„So ist der Hansele mit großer Ehr' in den Himmel kommen...“, sprach der Alte halblaut vor sich hin.

„Und die Pforten des himmlischen Paradieses haben sich weit vor ihm geöffnet!“ sagte der Herr Dekan.

„Da stehen wohl am Himmelstor Engel Wacht?“ frug der Tobias.

Ein Lächeln ging über das runzlige Gesicht des Herrn Dekan. Dann meinte er: „Dös kannst dir wohl denken, Tobias. Sonst möcht' ja glei alles G'sindel eini in Himmel.“

„Da haben die Engel am End' gar aufgepflanzt Bajonetten...“, sagte der Tobias.

„Das werden sie wohl haben...“, gab ihm der Dekan Recht. Was sollte er auch den Alten in seinem schlichten Kinderglauben stören.

Nach einer längeren Pause frug der Tobias: „Da werden die Wachtengel vielleicht gar haben präsentieren müssen, wie der Hansele kommen ist...“ Halb Schüchternheit, halb Stolz sprach aus der Stimme des Alten, und seine Augen hingen an den Lippen des Herrn Dekan.

Der drückte jetzt fest beide Hände des alten Bauern, als ob er es ihm nicht kräftig genug versichern könnte:

„Präsentieren haben sie müssen und den Generalmarsch schlagen, wie der Hansele eingezogen ist durch das himmlische Thor!“

„Wol den Generalmarsch aa?“ meinte der Tobias. Wie ein freudiges Weinen zitterte es in seiner Stimme.

„Ganz gleich wie vor an General auf der Welt herunter!“ versicherte ihn der Herr Dekan.

Der Tobias fuhr sich mit der Hand über die feuchten Augen. Unwillkürlich hob er den Kopf gegen den Himmel, an dem die Sonne untergegangen war. Lange war der alte Bauer still, und der Herr Dekan störte ihn nicht in seinen Betrachtungen.

Es war dem Tobias, als ob er hoch dort droben, weit über den mächtigen Gipfeln seiner heimatlichen Berge in den Himmel sehen könnte... und als ob er den Hansele sehen müßte... den Hansele vom Wartbichlerhof, den er aufgezogen hatte zum Heldentod fürs Vaterland... den Hansele, wie er in das himmlische Paradies schritt unter den Ehrenbezeugungen der Engel, die das Gewehr präsentierten und den Generalmarsch schlugen...

Völlig frei war es dem Alten geworden ums Herz. Er erhob sich und küßte dem Herrn Dekan die rechte Hand. „I dank' halt schön für die christliche Belehrung Herr Dekan!“ sagte er und kutschte langsam aus dem Garten des Widums. Der Hansele hatte den Heldentod gefunden. Da durfte er nicht murren dagegen. Es war die höchste Ehre, die dem Buben widerfahren konnte, der in der himmlischen Glorie weilte... Wenn sie jetzt noch den König Peter fingen...

Zwei Erlebnisse.

Von Kurnonski. Aus dem Russischen von R. Teller.

(Nachdruck verboten.)

Der Abbé Laurillon, Bibliothekar des Klosters St. Laud an der Loire, saß mit seinem alten Freunde und dessen jungem Neffen in der uralten, riesigen Bibliothek. Die Unterhaltung war auf übersinnliche Ereignisse gekommen und der junge Student sagte, sich in dem hohen finsternen Raume umsehend: „Haben Sie, Herr Abbé, hier in diesem Kloster nichts Wunderbares, etwas Übersinnliches erlebt?“

Der alte Priester sah sinnend vor sich hin. „Aus dem Ton Ihrer Frage höre ich Spott und Ironie, junger Mann, denn Sie glauben ja nicht an die Unsterblichkeit der Seele, und doch ist mir hier in diesem Saale etwas Wunderbares passiert. Vor einigen Jahren, es war am 27. Juni, saß ich um Mitternacht hier allein in der Bibliothek. Ich arbeitete an einem größeren Werke und studierte hier das Archiv. Plötzlich vernahm ich hinter mir ein leises, eigentümliches Geräusch, das von einem der Büchergestelle zu mir drang. Ich glaubte im ersten Augenblicke, daß vielleicht ein Klosterbruder auf die Galerie getreten sei, die Sie da oben um den Saal laufen sehen, um sich ein Buch zu holen. Als das Geräusch sich aber wiederholte, wandte ich mich um und sah ganz deutlich, wie einer der schweren Bände da oben sich langsam aus der Reihe schob, wie von einer unsichtbaren Hand bewegt, und dann mit lautem Gepolter auf den Fußboden hinfiel. Zitternd erhob ich mich, um den Band aufzuheben. Es waren „Die Bekenntnisse des heiligen Augustin“. Das Buch lag aufgeschlagen da; mein Blick fiel auf die rechte Seite und ich las die erste Reihe: „Meine Mutter starb in dieser Nacht.“

„Ich kann Ihnen nicht schildern, welche Gefühle und Gedanken mich bestürmten und doch wurden alle beherrscht von der Gewißheit, daß ich in diesem Augenblicke meine Mutter verloren hatte. Diese hatte vor einigen Tagen eine kleine Reise unternommen, ohne sich von mir zu verabschieden. Am Morgen früh meldete mir ein Telegramm, daß sie plötzlich verschieden sei und mir ihre

letzten Grüße sende — sie war gerade um die Stunde gestorben, als das Buch hinfiel.“

Einen Augenblick herrschte Stille, dann fragte der alte Freund des Abbés seinen Neffen: „Nun, junger Spötter, gibt es nicht Dinge zwischen Himmel und Erde, die wir uns nicht erklären können?“

„Gewiß, auch ich glaubte einst fest daran und kann Euch erzählen, wie mir dieser Glaube zerstört wurde. Ich lebte als armer Student in einer Dachkammer mit einer kleinen Freundin, die meine Armut teilte und meinen Haushalt besorgte. Sie erkrankte heftig und damals, lieber Onkel, bat ich Sie um fünfzig Franken, um die Kranke ins Hospital bringe zu können. Ich muß offen sagen, daß ich meine kleine Freundin nicht sehr vermied, da ich mich eifrig in meine Studien vertiefte. So waren wohl vierzehn Tage vergangen. Eines Nachts erwachte ich durch ein Klopfen in der Wand am Kamin. Das Klopfen wiederholte sich und plötzlich fiel mit lautem Gepolter das Bild von Louison, das auf dem Kaminsims gestanden hatte, herunter und das Glas zerbrach in hunderte von Scherben. Auch ich hatte in diesem Augenblicke die feste Überzeugung, daß die arme Louison verlassen und allein im Hospital gestorben sei und mir ein Abschiedszeugnis gegeben hatte. Ich verbrachte eine schreckliche Nacht, und als am Morgen an meine Türe geklopft wurde, war ich versichert, die Nachricht von Louisons Tode zu erhalten. Es war aber nur der Mann von der Gasanstalt mit der Rechnung.“

„Und das Klopfen an der Wand?“ fragte der Priester.

„Mein Nachbar, ein Student gleich mir, wollte mir mitteilen, daß für den nächsten Tag eine Versammlung geplant war.“

„Und Louison und das Bild?“ fragte der Onkel.

„Als ich ins Hospital ging, immer noch im festen Glauben, daß Louison tot sei, erhielt ich dort die Nachricht, daß sie schon längst gesund war, und mit einem Herrn aus der Walachei eine Reise in dessen Heimat angetreten habe.“